

Ein Praxisleitfaden¹ zur Selbstevaluation in der Jugendhilfe

Joachim König, Evangelische Fachhochschule Nürnberg

Inhalt:

- [Notwendigkeiten](#)
- [Chancen](#)
- [Begriffsbestimmung](#)
- [Schritte im Verlauf einer Selbstevaluation - ein kurzer Leitfaden](#)
- [Eine abschließende Überlegung](#)
- [Literatur](#)

Jugendhilfe ist unter professionellen wie wirtschaftlichen Gesichtspunkten aufgefordert, ihren gesellschaftlichen Nutzen nachvollziehbar zu machen. Deshalb kann ihr nur angeraten sein, mit großem Selbstbewusstsein — bezogen auf die detaillierten Kenntnis der eigenen Praxis — arbeitsfeldspezifische Evaluationskonzepte selbst zu entwickeln und zu erproben. Der vorgestellte Leitfaden kann hierbei Hilfestellung geben.

Notwendigkeiten

Aus drei Gründen werden Fragen der Evaluation und Selbstevaluation in der Praxis Sozialer Arbeit und im Bereich der Ausbildung ihrer Fachkräfte in letzter Zeit verstärkt diskutiert: Im Rahmen der Professionalisierungsdebatte ist man **in methodischer Hinsicht** in den letzten Jahren vermehrt zur Einsicht gekommen, dass auch praxisorientierte Evaluation in den verschiedenen Arbeitsbereichen der Sozialen Arbeit gezielte Beiträge zur Steigerung ihrer **Fachlichkeit** und damit zur Entwicklung neuer Standards methodischen Handelns leisten kann (vgl. dazu [Heiner](#) u. a. 1994; [Heiner](#) 1998). Vor allem im Bereich der Jugendhilfe — etwa durch die Vorgaben der KGSt im Rahmen der Einführung der sogenannten neuen Steuerung — hat sich dabei ein enormer Bedarf an fachlichem Nachweis ihrer Wirkung ergeben. Bezogen auf die Jugendhilfe bedeutet dies, dass es im Zuge eines "fachlichen Controlling" höchste Zeit wird, nachvollziehbar zu prüfen, ob die Praxis der Jugendhilfe auch in der Lage ist, die normativen Vorgaben aus den entsprechenden Paragraphen des KJHG wirklich kundengerecht umzusetzen.

In ihrem Verhältnis zu den Nachbardisziplinen sind im Diskurs um die **Wissenschaftlichkeit** Sozialer Arbeit **in theoretischer Hinsicht** Bemühungen entstanden, — auch durch verstärkte Praxisevaluationen — zur Entwicklung der "Sozialarbeitswissenschaft" beizutragen (vgl. dazu [Engelke](#) 1999; [Wendt](#) 1994). Bezogen auf die Jugendhilfe könnte dies u. a. den Versuch bedeuten, theoretische Konzepte, etwa das der Lebens- und Arbeitsweltorientierung (vgl. Thiersch 1992), stärker auf die alltägliche Praxis zu beziehen und daraus umgekehrt — in einem gegenläufigen Verallgemeinerungsprozess und diskursiv zwischen Theorie und Praxis -- theoretische Positionen der Jugendhilfe weiterzuentwickeln. Im Zeichen der Verknappung öffentlicher Haushalte gerät auch Soziale Arbeit **in**

¹ Eine Printversion dieses Aufsatzes ist in der Zeitschrift Unsere Jugend 58 (1), 2006, 13-20 veröffentlicht.

politischer Hinsicht zunehmend unter Legitimationsdruck. Auch hier können differenzierte Evaluationskonzepte PraktikerInnen inzwischen in die Lage versetzen, sinnvolle Nachweise der **Wirtschaftlichkeit**, d. h. der Qualität i. S. v. Effizienz Sozialer Arbeit zu führen (vgl. [Rossi](#) u. a. 1988; [Heiner](#) 1994). Für die Soziale Arbeit durchaus neue betriebswirtschaftliche Instrumente wie Budgetierung oder Deckelung haben in den letzten Jahren zudem dazu geführt, dass die politische Gesamtverantwortung für gesellschaftliche und ökonomische Krisen im Hinblick auf die Verteilung immer knapper werdender öffentlicher Mittel — im Sinne eines nahezu freien Wettbewerbs — in die Einzelbereiche der Sozialen Arbeit, also auch in die Jugendhilfe, hinein verlagert wurden. Jugendhilfe muss sich demnach der Aufgabe stellen, ihren gesellschaftlichen Nutzen in ein nachvollziehbares und möglichst günstiges Verhältnis zum öffentlichen Aufwand zu setzen, der mit ihr teilweise betrieben wird.

Chancen

Die Breite der Diskussion und die Tatsache, dass Evaluation auch im Hinblick auf die Praxis der Jugendhilfe inzwischen eine zentrale Rolle spielt, die weit über den Nachweis ihrer Wirkung hinaus geht, wird vor allem durch drei zentrale Motive und Zielsetzungen deutlich, die unterschiedlichen Evaluationsvorhaben — auch nicht selten in kombinierter Form — zugrunde liegen können:

Fachliches Controlling und Innovation: Nicht nur durch den zunehmenden Druck von außen, d. h. durch Träger und von der Finanzierungsseite aus, wird immer stärker die Erwartung laut, Soziale Arbeit einer detaillierten Erwartungs-Erfolgs-Kontrolle zu unterziehen. Auch eine leistungsbezogene Selbstkontrolle kann Bewertungsgrundlagen schaffen, um Erfolg und Misserfolg auf der fachlichen und auf der politischen Ebene diskutierbar zu machen. Wie seit langer Zeit im Bereich der Industrie und in anderen Humandienstleistungen sind auch in der Sozialen Arbeit sogenannte "kontinuierliche Verbesserungsprozesse" (z. B. in Form von Qualitätsmanagement-Beauftragten, Qualitätszirkeln oder FC-Gruppen) inzwischen zu praktikablen und effektiven Instrumenten nicht nur der Qualitätssicherung und -entwicklung geworden. Auch im Hinblick auf die Verbesserung der strukturellen Bedingungen alltäglicher Handlungsabläufe kann Selbstevaluation innovativ wirken, d. h. zur Erneuerung von Strukturen und Hilfeprozessen beitragen.

Aufklärung und Qualifizierung: Nicht nur der finanzielle, auch der fachliche Problemdruck steigt in den Feldern der Sozialen Arbeit. Daraus ergibt sich ein zunehmendes Bedürfnis der KollegInnen, selbst zur Strukturierung, d. h. zu mehr Transparenz und Klarheit in der Unübersichtlichkeit und Komplexität alltäglicher Aufgabenstellungen — etwa durch die Rekonstruktion von Interventionsverläufen — beitragen zu können. Unter der Forderung nach dem "Ende der Beliebigkeit" im Zusammenhang mit den Bemühungen um die Fortentwicklung methodischen Handelns trägt verstärkt auch Evaluation dazu bei, die eigene Fachlichkeit zu optimieren. Aus der systematischen Reflexion alltäglicher Arbeit heraus kann die Sicherheit entstehen, das Richtige zu tun, d. h. professionell zu arbeiten, letztlich kompetent zu sein. Daraus können z. B. Beiträge zu einer sinnvollen Personalentwicklung oder einem neuen Weiterbildungskonzept in Organisationen entstehen.

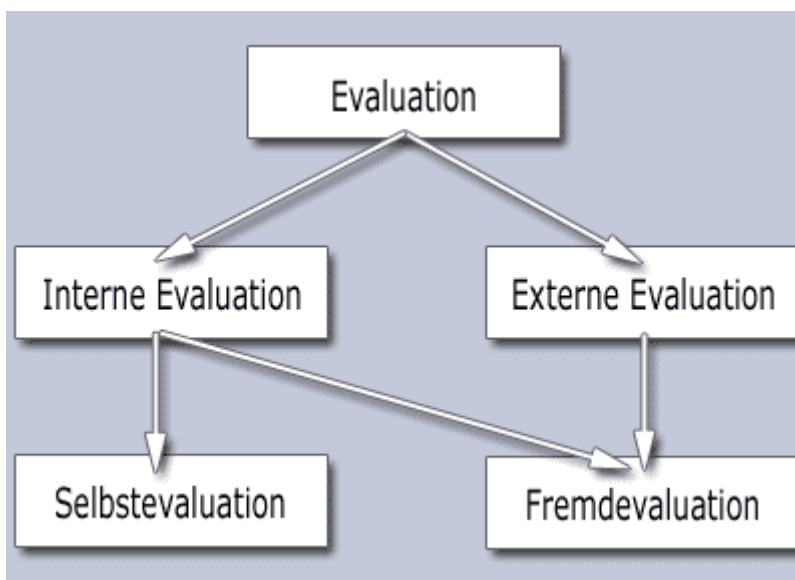
Legitimierung: Neben einem wachsenden Bedürfnis nach Selbstvergewisserung bei KollegInnen kann die Entwicklung objektiver Standards auch zum Nachweis von Qualität der eigenen Arbeit — nicht zuletzt im Sinne einer gesamtgesellschaftlich

gedachten Effizienz — nach außen beitragen. Auf diese Weise entsteht auch mehr politische Verbindlichkeit Sozialer Arbeit und letztlich ein "dokumentierbares Mehr an Daseinsberechtigung" im betriebs- und volkswirtschaftlichen Sinne.

Begriffsbestimmung

Generell werden Evaluationsvorhaben zum einen im Hinblick auf die **Herkunft der bewertenden AkteurInnen** unterschieden: Externe Evaluation als Bewertung von außen (außerhalb der Organisation) wird von interner Evaluation unterschieden, mit der eine Einrichtung selbst versucht, sich insgesamt oder in Teilbereichen einer Bewertung zu unterziehen.

Interne Evaluation wiederum lässt sich zum anderen unterscheiden im Hinblick auf den **zu bewertenden Gegenstand**: Handelt es sich um die jeweils eigene alltägliche berufliche Arbeit der EvaluatorInnen, so ist von Selbstevaluation die Rede. Wird hingegen das berufliche Handeln anderer Fachkräfte untersucht, so kann dies als Fremdevaluation bezeichnet werden. Externe Evaluation ist dieser Logik zufolge also immer Fremdevaluation.



Selbstevaluation kann demzufolge — und damit will sich dieser Beitrag im engen Sinne befassen — definiert werden als die **Beschreibung und die Bewertung von (genau definierten) Ausschnitten des eigenen beruflichen Alltagshandelns und seiner Auswirkungen nach bestimmten Kriterien**. So verstanden kann Selbstevaluation zu einem Bestandteil methodischen Handelns auch in der Sozialen Arbeit mit Jugendlichen werden. Sie soll zunächst durch drei zentrale Grundgedanken gekennzeichnet werden, die ihre Eigenart zum Ausdruck bringen — vor allem gegenüber der klassischen Methodologie der psychologischen Evaluationsforschung (vgl. z. B. Thierau/Wottawa 1990) und der empirischen Sozialforschung (vgl. z. B. Atteslander 1995): **Arbeitsfeld- und Lebensweltorientierung statt Grundlagenorientierung**: Es geht bei Selbstevaluationen nie um die Erforschung von grundsätzlichen Sachverhalten. Die spezielle Praxis vor Ort ist gleichzeitig Ausgangspunkt (Quelle von Gegenstand und Fragestellung der Evaluation) und "Rückbezugspunkt": Vorrangiges Ziel von Selbstevaluation ist es, die Ergebnisse für **die Praxis** möglichst gewinnbringend anzuwenden und fruchtbar zu machen, aus der heraus sie entstanden sind. Selbstevaluation sollte deshalb nicht in "künstlichen Situationen" mit Laborcharakter, sondern immer in der alltäglichen Lebens- und Arbeitswelt der KlientInnen und der

mit ihnen Befassten stattfinden. Die Sammlung von Daten in "wissenschaftlichen" Situationen mit experimentellem Charakter führt außerdem oft zu sogenannten "Versuchsleitereffekten", d. h. zu erheblichen Verzerrungen und Verfälschungen der Ergebnisse (mangelnde Validität), und macht sie so für die Praxis unbrauchbar.

Prozessorientierung statt Output-Orientierung: Der Langfristigkeit von Veränderungen und Entwicklungen gerade im Bereich der Sozialen Arbeit kann im Rahmen von Selbstevaluationsvorhaben nur ein sogenanntes längsschnittorientiertes Vorgehen gerecht werden: Nur das begleitende Dokumentieren von Prozessen kann die Differenziertheit und Komplexität entlang der Zeitachse abbilden. Eine rein querschnittsorientierte Output-Kontrolle greift — auch wenn sie immer wieder gefordert wird und partiell durchaus ihre Existenzberechtigung hat — deshalb in vielen Fällen zu kurz, weil sich "Momentaufnahmen" nicht zureichend zur Klärung, letztlich zur Erklärung beobachteter Phänomene eignen.

Selbstorganisation statt ExpertInnendominanz: "PraktikerInnen sind ForscherInnen in eigener Sache" (Heiner 1988). Aufgrund der Tatsache, dass Fragestellungen von Selbstevaluation in der Praxis entstehen und Ergebnisse auf diese Praxis zurückbezogen werden, entsteht eine für Selbstevaluation typische Rollenverteilung, bei der sich WissenschaftlerInnen nur als beratende und begleitende ExpertInnen im Hinblick auf die Methodologie verstehen. Ziel der Kooperation mit PraktikerInnen ist es, sie zur selbstbestimmten Gestaltung ihres Forschungsprozesses zu befähigen und auch deshalb den gemeinsamen Versuch zu unternehmen, die Methoden für alle Beteiligten verständlich, nachvollziehbar und nicht zuletzt im Alltagsgeschäft handhabbar zu gestalten. Insgesamt hat die Intensität der Diskussion auf der fachlichen, der theoretischen und vor allem auf der ökonomischen Ebene deutlich gemacht, dass es sinnvoll ist, für die sehr vielseitigen und komplexen Arbeitsfelder und Problemstellungen der Sozialen Arbeit je eigene, spezifische Evaluationsansätze aus der jeweiligen Praxis heraus zu entwickeln. Versucht man sich einen Überblick über die Vielfalt solcher inzwischen entstandenen Selbstevaluationsansätze zu verschaffen (vgl. [Heiner 1996](#)), so wird eine enorme Variationsbreite deutlich, in erster Linie im Hinblick auf die methodische Elaboriertheit der Ansätze, die Breite der Gegenstände der Evaluation, die Komplexität der Fragestellungen, die Art und die Genese der Kriterien, die den jeweiligen Bewertungsprozessen zugrunde liegen, und die Ziele, die die jeweiligen Fachkräfte mit ihren Evaluationsvorhaben verfolgen. Daher kann es der Jugendhilfe m. E. nur angeraten sein, mit großem Selbstbewusstsein — bezogen auf die detaillierten Kenntnis der eigenen Praxis — arbeitsfeldspezifische Evaluationskonzepte selbst zu entwickeln und zu erproben. Wenn sich dabei im Rahmen wissenschaftlicher Beratung und Begleitung solcher Vorhaben — etwa durch Fachhochschulen — ein neuer und intensiverer Dialog zwischen Forschung, Lehre, Fortbildung und Praxis entwickelt, so wird dies übrigens nicht nur die Selbstevaluationsprojekte bereichern, sondern zusätzliche längst fällige Synergieeffekte erbringen, die im Interesse aller Beteiligten sind.

Schritte im Verlauf einer Selbstevaluation - ein kurzer Leitfaden

Im Weiteren werden die einleitenden Gedanken konkretisiert. Die LeserInnen können so einen ersten Anhaltspunkt für eine **für sie** sinnvolle Vorgehensweise erhalten. Es soll zunächst deutlich gemacht werden, dass es zur Durchführung einer Selbstevaluation notwendig ist, das Vorhaben gut zu planen und **vorzubereiten** — im Sinne einer sinnvollen und gewinnbringenden Verwertung und Anwendung der

Ergebnisse auf allen vorher angedeuteten Ebenen. Und auch nur dann, wenn Evaluationsmethoden auch im beruflichen Alltag der Fachkräfte handhabbar (d. h. nicht zu komplex) und praktikierbar (d. h. nicht zu aufwendig) sind, kann dies auch wirklich gelingen. Beides soll nun in acht Schritten als jeweils aufeinander folgende und aufeinander aufbauende Fragenkomplexe beschrieben werden, sozusagen als Checkliste zur Klärung von anstehenden Planungs-, Vorbereitungs- und Durchführungsfragen.

Schritt 1: Ziele der Evaluation unter den Beteiligten und Fachkräften klären, festlegen und formulieren

Es ist wichtig, gleich zu Beginn Klarheit und Einvernehmlichkeit darüber zu erzielen, warum evaluiert werden soll. Geht es "nur" um Kontrolle des Erfolgs einer Maßnahme, soll ein Arbeitsbereich oder ein methodischer Ansatz in seiner Bedeutung legitimiert werden? Geht es darüber hinaus um die Aufklärung einer schwieriger werdenden Praxis, um Innovation im Hinblick auf die Angebotsstrukturen einer Einrichtung oder vielleicht auch um die Qualifizierung der MitarbeiterInnen, etwa im Sinne einer kontinuierlichen Organisations- und Personalentwicklung?

Schritt 2: Ressourcen und Bedingungen, unter denen evaluiert werden soll, überprüfen und sichern

Hier stehen ganz zentrale Fragen im Mittelpunkt, die oft übersehen werden, da sie inhaltlich zunächst nichts mit der Evaluation selbst zu tun haben. Besonders ihre Klärung ist jedoch nach allen Erfahrungen ganz entscheidend für den Erfolg von Selbstevaluation:

- Stehen institutionelle Freiräume, wie z. B. Entlastungen des Arbeitszeitbudgets, für die Evaluation zur Verfügung?
- Besteht kollegialer Konsens und/oder Akzeptanz des Vorhabens bei der Leitung der Einrichtung?
- Gibt es Möglichkeiten einer fachlichen Begleitung und Beratung, z. B. in Methodenfragen?
- Ist die finanzielle Basis für ein solches Vorhaben gesichert?
- Bestehen innovative Perspektiven innerhalb der Einrichtung, d. h. ist die Hoffnung begründet, dass der durch Selbstevaluation betriebene Aufwand auch zu positiven Veränderungen für die MitarbeiterInnen und/oder KlientInnen führt?

Schritt 3: Gegenstand und Forschungsfragen genau festlegen und abgrenzen

Die Frage nach dem **Gegenstand** versucht zu klären, welche Bereiche im beruflichen Alltag, d. h. welche Interventionsprozesse, im Mittelpunkt stehen sollen und welche nicht. Eine klare und deutliche Eingrenzung ist hier besonders wichtig, damit die Datenerhebung nicht unübersichtlich, die Auswertung nicht uferlos und so das gesamte Vorhaben nicht gefährdet wird. Sogenannte **Forschungsfragen** bringen zusätzlich zum Ausdruck, ob die Evaluation eher "nur" am Produkt der Maßnahme orientiert ist (d. h. an ihrem "Out-Put", an ihrer Effektivität, am Grad der Zielerreichung) oder ob es auch um die Betrachtung des Prozesses geht, im Laufe dessen Leistungen ja erbracht und wesentlich beeinflusst werden. In diesem Fall ist Evaluation am "In-Put" **und** am "Out-Put" interessiert und kann zusätzlich nach der

Effizienz (Aufwand-Nutzen-Relation) der Maßnahme fragen.

Um diese Entscheidungen im Detail treffen zu können, besteht die zentrale Aufgabe im Zusammenhang mit diesem Arbeitsschritt in der **Operationalisierung** des Gegenstandes. Operationalisierung soll Begriffe, mit denen der Gegenstand beschrieben wird, auf "Beobachtbares" (der Erfahrung und damit der Erfassung Zugängliches) zurückführen. Sie ist sozusagen die "Messanleitung" an der "Nahtstelle" zwischen sozialer Wirklichkeit und theoretischen Begriffen und erlaubt dadurch die Zuordnung von empirisch erfassbaren (beobachtbaren, erfragbaren ...) Indikatoren zu den eher allgemeinen, theoretischen Begriffen, mit denen der Gegenstand beschrieben wurde. Operationalisierung erst schafft so die Voraussetzungen für die eigentliche Evaluation, nämlich die systematische Erhebung und Auswertung der Informationen.

Schritt 4: Bewertungskriterien genau festlegen

Evaluation heißt beschreiben und bewerten. Die Frage nach den *Kriterien* der Evaluation entscheidet nun, vor welchem Hintergrund die zunächst beschriebene Praxis bewertet werden soll. Der Vergleichsmaßstab für die Beurteilung und Bewertung dessen, was dokumentiert und beschrieben wurde, muss genannt werden. Mögliche Kriterien sind

- theoretische, die der Fachliteratur entnommen werden können,
- Vorgaben und Ziele des Trägers bzw. des Geldgebers, die oft schriftlich in Konzeptionen niedergelegt sind,
- anerkannte (fachliche oder wissenschaftliche) Standards oder auch
- sogenannte selbstreferentielle Ziele, die "konsensual", d.h. gemeinsam im Team erarbeitet werden können.

Schritt 5: Untersuchungspersonen für die Evaluation auswählen

Zunächst stellt sich hier die Frage, wer denn im Sinne der gesetzten Ziele der Selbstevaluation als besonders wichtige InformantIn in Frage kommt. Sind die Daten eher bei den KlientInnen selbst zu erheben; ist es sinnvoller, KollegInnen, Vorgesetzte, ExpertInnen oder MitarbeiterInnen aus anderen Einrichtungen zu befragen; oder ist die Fachkraft selbst eine wichtige (wenn auch methodisch nicht ganz unproblematische) Informationsquelle für die Bewertung des ausgewählten Gegenstands?

Immer dann, wenn nicht alle Mitglieder der ausgewählten Gruppe für die Erhebung der Daten zur Verfügung stehen oder eine solche Gesamterhebung aus anderen (organisatorischen oder Kapazitäts-) Gründen nicht möglich ist, muss eine sogenannte Stichprobe gezogen werden: D. h. es wird nur eine Auswahl von Mitgliedern dieser Gesamtheit, über die anhand der Untersuchung Aussagen gemacht werden sollen, untersucht. Die Stichprobe soll ein verkleinertes, aber hinsichtlich der für die Fragestellung relevanten Untersuchungsmerkmale repräsentatives Abbild dieser sogenannten Population sein.

Schritt 6: Methoden für die Evaluation auswählen oder selbst entwickeln

Es müssen nun Methoden bereitgestellt werden, um die notwendigen Informationen möglichst vollständig sammeln, d. h. erheben, anschließend aufbereiten und schließlich auswerten zu können. Für die Erhebung der Daten stehen dazu zunächst

grundsätzlich die Befragungs- und Beobachtungsmethoden der empirischen Sozialforschung zur Verfügung, die jedoch jeweils modifiziert, variiert und kombiniert werden können. Auf die in der Praxis erprobten Methodenbeispiele bei [Heiner](#) (1988; 1994; 1996) und bei [Moser](#) (1997) sei dabei besonders verwiesen.

Besonders wichtig sind im Zusammenhang mit der Methodenauswahl außerdem Fragen wie die nach der Anonymität der Erhebung (Datenschutz) oder nach möglichen Fehlerquellen, die dadurch Verfälschungen erzeugen, dass bei der Datenerhebung unnatürliche, die Realität verzerrende Situationen entstehen. Weil es sich bei den Erhebungsmethoden jedoch in nahezu allen Fällen — vor allem dann, wenn Beratung und wissenschaftliche Begleitung zur Verfügung steht — um einfache, leicht erlernbare Techniken handelt, liegen Probleme nach einer gewissen Einübungsphase nur selten im Bereich der fehlerhaften Anwendung. Schwierigkeiten und damit Verzerrungen bei den Ergebnissen von Evaluation entstehen viel häufiger deshalb, weil Probleme im Zusammenhang mit der neuen Rolle der Fachkräfte entstehen, die diese als "ForscherInnen in eigener Sache" einnehmen: Nicht mehr (oder besser: nicht nur) die gewohnte Aufgabe, den KlientInnen Hilfe und Unterstützung im Sinne der Maßnahmenziele zu gewähren, steht im Mittelpunkt, sondern auch die eher ungewohnte Anforderung, in einer möglichst neutral-objektiven Distanz zu den KlientInnen klare und eindeutige Informationen über deren Befindlichkeit und Situation zu sammeln. Dies führt nicht selten zu Rollenkonflikten und Verwirrungen, deren Folge wiederum die Qualität, d. h. den Wahrheitsgehalt, der Ergebnisse einer Evaluation beeinflussen.

Schritt 7: Geeignete Methoden für die Auswertung wählen

Methodenentwicklung beinhaltet neben der Bereitstellung von **Erhebungsinstrumenten** natürlich immer auch die Frage nach geeigneten **Auswertungsmethoden**. Wenn Informationen gesammelt sind, müssen diese — je größer die Datenmenge ist, umso notwendiger — systematisch geordnet, aufbereitet, ausgewertet und dadurch übersichtlich und letztlich interpretierbar gemacht werden. Dazu eignen sich in der Regeln Tabellen, Balkendiagramme und Kennwerte wie z. B. das arithmetische Mittel, wenn es sich um sogenannte quantitative Daten handelt. Liegen die Informationen jedoch in Form von qualitativen Daten vor (wie z. B. als Verlaufsberichte oder als Protokolle oder Interviewtranskripte), so eignen sich vor allem sogenannte inhaltsanalytische Verfahren. Diese beruhen letztlich immer darauf, lange Texte regelgeleitet in ihrem Umfang zu reduzieren und dabei bezogen auf ihren Sinngehalt das Wesentliche herauszufiltern. Zur Vertiefung beider Methoden sei an dieser Stelle angesichts des beschränkten Umfangs dieses Beitrags auf die geeignete Literatur verwiesen (für die quantitativen Methoden auf [Atteslander](#) 1995 und für die qualitativen Methoden auf [Mayring](#) 1996).

Schritt 8: Verwertung und Anwendung der Ergebnisse rechtzeitig diskutieren, vorbereiten und sichern

Um zu verhindern, dass viel Zeit und Energie unnötigerweise in aufwendige Evaluationsvorhaben gesteckt wird, ist es von zentraler (und fast immer völlig unterschätzter) Bedeutung, schon während der Planung einer Evaluation zu bedenken,

- welche Ergebnisse wo diskutiert bzw. veröffentlicht werden sollen, d. h. welche politische Wirkung (z. B. auf der Einrichtungs- oder auf der Kostenträgerebene) erreicht werden soll,
- welche Rolle die Ergebnisse im Zusammenhang mit der Akquise von zusätzlichen Fördermitteln spielen könnten (Stichwort "social marketing"),
- ob — wenn ja, wo und wie — Veränderungen innerhalb der eigenen Struktur erreicht werden sollen.
- Die Verwertung und Anwendung der Ergebnisse hat nicht zuletzt deshalb eine so enorme Bedeutung, weil sich sehr oft in der Praxis gezeigt hat, dass die Erkenntnisse aus dem Prozess der Evaluation innovative und synergetische Potenziale und Wirkungen weit über eine Einrichtung hinaus (z. B. auch für die Fachkräfte selbst, deren Qualifikation, für die Personal- und Organisationsentwicklung oder das Qualitätsmanagement bei Trägern) entfalten können.

Eine abschließende Überlegung

Es sollte deutlich geworden sein, dass in der Doppelrolle der Fachkräfte als helfende **und** "forschende" Akteure — neben vielen angesprochenen methodischen Unwägbarkeiten — der große Vorteil von **Selbstevaluationsverfahren** darin liegt, richtige, realitäts- und damit wahrheitsgetreue Erkenntnisse über den Untersuchungsgegenstand zu erhalten. Objektivität (d. h. Unabhängigkeit der Ergebnisse von den Evaluierenden) und Validität (Gültigkeit der Ergebnisse) stehen somit in einem nicht grundsätzlich lösbaren Zielkonflikt zueinander. Sich dessen bewusst zu sein, ist eine zentrale Gewähr dafür, die Ergebnisqualität einer Evaluation zu optimieren. Die Lebenswelt- und Subjektorientiertheit von Selbstevaluierungen (d. h. nahe bei denen zu sein, um die es geht, und vieles schon zu wissen, was für die Bewertung des eigenen Alltagsgeschäfts von Bedeutung ist) sollte also als Vorteil und Qualitätsmerkmal verstanden und genutzt werden und gerade nicht zur Beliebigkeit beim Vorgehen verleiten. Ganz im Gegenteil: Die Regelgeleitetheit und Nachvollziehbarkeit einer Selbstevaluation bringt eine Grundhaltung zum Ausdruck, die um Offenlegung der eigenen Vorgehensweise bemüht ist und dadurch prinzipiell für alle diskutierbar und kritisierbar bleibt. Jugendhilfe sollte sich in dieser Hinsicht in keiner Weise in Bescheidenheit üben, sondern offensiv und kreativ die für ihre Praxis entwickelten Selbstevaluationsstrategien als zukunftsweisende Bestandteile der eigenen Professionalität auch nach außen tragen.

Literatur

Atteslander, P., 1995: Methoden der empirischen Sozialforschung. Berlin/New York

Bortz, J./Döring, A., 2002: Empirische Forschungsmethoden und Evaluation. Berlin/Heidelberg/New York/Tokio

Engelke, E., 1999: Theorien der Sozialen Arbeit. Freiburg

Heiner, M., 1998: Experimentierende Evaluation. Weinheim/München

Heiner, M. (Hrsg.), 1988: Praxisforschung in der Sozialen Arbeit. Freiburg

Heiner, M. (Hrsg.), 1994: Selbstevaluation als Qualifizierung in der Sozialen Arbeit. Fallstudien aus der Praxis. Freiburg

Heiner, M. (Hrsg.), 1996: Qualitätsentwicklung durch Evaluation. Freiburg

Heiner, M./Meinhold, M./v. Spiegel, H./Staub-Bernasconi, S. (Hrsg.), 1994: Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Freiburg

König, J., 1998: "Wie gut sind wir eigentlich?" Kleiner Praxisleitfaden zur Selbstevaluation in der Sozialen Arbeit. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 30. Jg., H.2/3, S. 181—200

König, J., 2000: Einführung in die Selbstevaluation. Ein Leitfaden zur Bewertung der Praxis Sozialer Arbeit. Freiburg. Vgl. die Rezension <http://www.socialnet.de/rezensionen/35.php>

Mayring, P., 2002: Einführung in die qualitative Sozialforschung. Weinheim

Moser, H., 2003: Instrumentenkoffer für die Praxisforschung. Freiburg. Vgl. die Rezension <http://www.socialnet.de/rezensionen/956.php>

Rossi, P.H./Freeman, H.E./Hofmann, G., 1988: Programm-Evaluation. Einführung in die Methoden angewandter Sozialforschung. Stuttgart

Thierau, H./Wottawa, R., 2003: Lehrbuch Evaluation. Bern/Stuttgart/Toronto

Thiersch, H., 1992: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. München/Weinheim

Wendt, W. R., 1994: Sozial und wissenschaftlich arbeiten. Status und Positionen der Sozialarbeitswissenschaft. Freiburg

Autor

Prof. Dr. Joachim König
Bärenschanzstr. 4
90429 Nürnberg
Tel. 0911/27253-835
Fax 0911/27253-813
joachim.koenig@efh-nuernberg.de
www.efh-nuernberg.de/evaluation

Jg. 1957; Professor für Allgemeine Pädagogik und Empirische Sozialforschung an der Evangelischen Fachhochschule Nürnberg, Fachbereich Sozialwesen, Leiter der Arbeitsstelle für Evaluation im kirchlichen, sozialen und Bildungsbereich, Berater von sozialen Organisationen in Qualitäts- und Evaluationsfragen